



Die Postkarte zeigt das Kinderkurheim „Haus Westfalia“ in St. Blasien. Auf der Rückseite schreibt Karl-Heinz Senkpiel (7) 1970 an seine Mutter. BILDER: ARCHIV SENKPIEL-TÜGEL

„Der Schwarzwald war für mich der Horror“

- Kinder erlebten in Kurheimen Sadismus und Erniedrigung
- Orte der Angst von den 50er- bis in die 80er-Jahre
- Im Südwesten sind neue Hilfsangebote geplant

VON ALEXANDER MICHEL
alexander.michel@suedkurier.de

Das Wort lässt nichts Gutes erahnen: Kinderverschickung. Im Zweiten Weltkrieg, als die alliierten Bombenangriffe das Leben in größeren Städten gefährlich machten, sprach man noch von „Kinderlandverschickung“ (KLV) und organisierte die Abreise von geschätzt zwei Millionen Kindern in ländliche Gegenden, den „luftsicheren Gebieten“.

Kinder in einen Zug zu setzen und unbegleitet an einen fremden Ort zu bringen, besaß in der späteren Bundesrepublik also eine Tradition, an die man anknüpfen konnte: Ärzte, Krankenkassen, freie Träger und Kinderkurheime beteiligten sich lebhaft, von einer „Verschickungsindustrie“ ist inzwischen die Rede. Laut einem Bericht der Bundesregierung von 1963 gab es zwischen Nordsee und Allgäu fast 840 Kinderkurheime.

Vermutlich waren es viel mehr. Christian Keitel, zuständiger Vizeabteilungsleiter im Landesarchiv Baden-Württemberg in Stuttgart, spricht von mehr als 600 Kinderkurheimen, die bisher für den Südwesten ermittelt worden sind. Bisher. „Wir werden am Ende zwischen 600 und 1000 Heimen liegen“, sagt Keitel. Eine Region, wo es besonders viele dieser Häuser gab, ist der Schwarzwald.

Nicht nur dort hat „Kur“ heute einen guten Klang. Doch bei den meisten der geschätzt acht Millionen Deutschen, die als Kinder zwischen 1950 und 1980 zwecks körperlichen Aufbaus und Erfrischung in die Kurheime gebracht wurden, ist das anders. Sie erinnern sich an Einsamkeit, Tränen, Angst, Demütigung, Schläge, Arreste, kalte Duschen, Kontaktverbot zu den Eltern und an Körperverletzung grenzende Mastkuren. Teilweise kam es zu sexuellen

Übergriffen und vereinzelt zu Todesfällen, die vertuscht werden sollten.

Der SÜDKURIER hat mit fünf ehemaligen Verschickten über ihre Erfahrungen gesprochen. Alle waren im Grundschulalter, als sie für sechs lange Wochen ohne Beistand einem System ausgeliefert waren, das weniger Heilung als „Quälung“ bedeutete, wie es Michael Thierbach aus Freudenstadt nennt. Und alle haben ihre Erinnerungen teils als schwere Traumata ins spätere Leben mitgeschleppt. Was dort geschah, hallt nach: „Man hatte das Gefühl, in eine Falle gelockt worden zu sein“, sagt Katarina Ganslandt aus Konstanz, die als Sechsjährige die „Kinderkur“ durchmachte.

Thema im Stuttgarter Landtag

Zugehört hat man ihnen lange nicht. Die meist viel beschäftigten Eltern am wenigsten. Das änderte sich mit der durch das Internet möglichen Vernetzung vor etwa 10 Jahren. Vor zwei Jahren wurde der Druck auf die Politik so groß, dass sich Landesparlamente – darunter das baden-württembergische – mit den „Kinderkuren“ befassten. Sie kündigten die Aufarbeitung des „Kinder-Zwangstourismus“ an, wie Mark Thielen, Professor an der Leibniz-Universität in Hannover, das lange beschwiegene Kapitel nennt. Mehrere Krankenkassen – wie die Barmer und die DAK – haben Historiker mit Studien beauftragt. Auch das Diakonische Werk Württemberg (DWW) geht diesen Weg.

Beizeiten hat sich Sozialminister Manfred Lucha (Grüne) positioniert und angekündigt, „die Vergangenheit ohne Vorbehalte“ aufarbeiten zu wollen. Mehrmals ist seit 2020 eine Arbeitsgruppe zusammengekommen, der Betroffene wie auch Vertreter von Kranken- und Rentenkassen, von Städtetag,

DWW und Ärztekammer angehören.

Die Fäden der Aufarbeitung laufen beim Landesarchiv Baden-Württemberg in Stuttgart zusammen. In den kommenden zwei Jahren fließen dorthin aus den Mitteln der Landesstiftung insgesamt 393 000 Euro. Damit werden zwei neue Archivstellen finanziert sowie Sachmittel zur wissenschaftlichen Erforschung und für die Recherche zu einzelnen Kinderkurheimen. Ab Mai können ehemalige Verschickte die Dienstleistung in Anspruch nehmen. Dutzende Anfragen liegen laut Christian Keitel bereits vor.

Geplant ist Hilfestellung etwa bei folgenden Fragen: Von wann bis wann wurde das Kinderkurheim betrieben? Gibt es noch Akten zu dem Heim und wenn ja, wo? „Wir wollen Fundorte ermitteln“, sagt Keitel.

Das erste Bedürfnis der meisten einst Verschickten ist indes der direkte Austausch mit anderen, die Gleiches erlebt haben – auch im selben Heim. Der Verein „Aufarbeitung Kinderverschickungen Baden-Württemberg e.V.“ (AKVBW) und seine Vorsitzende Andrea Weyrauch haben ein Online-Netzwerk aufgebaut. Im Südwesten gehören ihm bereits 500 Ehemalige an, die sich im Austausch ihre Erinnerungen von der Seele schreiben. Bundesweit sind bisher etwa 5000 frühere Kinderkurverschickte vernetzt.

Das Land hat dem AKVBW 2021 Fördermittel in Höhe von 30 000 Euro überwiesen. Daran will Manfred Lucha auch in diesem Jahr festhalten. Das soll dazu beitragen, dass die Ehemaligen „auf Augenhöhe“, wie es heißt, mit den früheren Trägern und beteiligten Akteuren bei der Aufarbeitung „an einem Strang ziehen“.

Hilfe tut Not. Denn viele Ehemalige, die später bei einer Krankenkasse Auskünfte über das Heim erbat, wurden abgewimmelt. Akten und Unterlagen, hieß es, seien nicht mehr vorhanden. Mit diesem Schulterzucken soll es nun vorbei sein.

Kalte Duschen am Titisee

Katarina Ganslandt, 55: „Zu dünn“, meinte die Hausärztin und ordnete eine Kinderkur in Lenzkirch-Saig am Titisee an. Die Sechsjährige, noch nicht in der Schule, lebte in Konstanz, ihr Vater etablierte sich als Wissenschaftler an der Universität. So blieb ihr zumindest eine Bahnfahrt erspart. Die Eltern brachten sie im Auto zum „Kinderkurheim Schwoerer“.



Ängste in Lenzkirch. Katarina Ganslandt als Mädchen und heute. BILDER: GANSLANDT

Der erste Kontakt zu den Betreuerinnen ließ sich gut an, die Eltern waren ja dabei. Da gerade warme Milch ausgegeben wurde – die das Kind nicht mochte – konnten die Eltern die Bitte vorbringen, den Milchgeruch durch einen Löffel Kakao zu mildern. Das geschah. „Aber am nächsten Tag, als meine Eltern weg waren, wurde die ‚Extrawurst‘ abgelehnt“, erzählt Katarina Ganslandt, die heute in Berlin lebt und als Übersetzerin arbeitet. Metaphern liegen ihr. „Ich dachte damals, ich komme in einen Farbfilm – und am nächsten Tag bin ich in einem Schwarz-Weiß-Film.“

Dass sie gerne allein zu Hause arbeitet und nicht viele Leute um sich herum braucht, erklärt sie auch mit der Heimerfahrung, oder: ihrem Heim-Trauma. „Der Tag fing bereits mit einer Quälerei an.“ Dünnere Haferschleim mit viel Zucker. Der Druck, essen zu müssen,



um Gewicht aufzubauen, erzeugte Gegendruck. Das Sauerkraut kam wieder hoch. Und musste erneut eingewürgt werden. Selbst wenn sich das über eine ewige Stunde hinzog.

Die Erinnerung, die alten Bilder, werden ins Leben mitgeschleppt. „In der Mittagspause waren wir in Decken gewickelt und durften uns nicht bewegen“. Es sei eine „Aushalte-Situation“ gewesen, in der man versucht habe, „es irgendwie durchzustehen“.

Durchgestanden werden musste auch die Dusch-Aktion vor weißen Kachelwänden im Keller: „Da wurden wir von den Betreuerinnen mit einem Schlauch kalt abgespritzt.“ Heute sagt die 55-Jährige: „Man hatte das Gefühl, in eine Falle gelockt worden zu sein.“ An die Spaziergänge im Schwarzwald hat sie gute Erinnerungen. Aber Freundschaften konnte sie dort nicht knüpfen. Weil der Einzelne hier nichts zählte. Tränen? Ja, die gibt es noch heute. Aber auch ein Bewusstwerden. Warum galt sie als Mädchen in der Schule als „schwierig“, warum wehrte sie sich gegen Anpassung und Zwang? Die zufällige Begegnung mit einem Postboten, der auch als Kind verschickt wurde, half Katarina Ganslandt, ihre Heimgeschichte zu durchdringen. Da ist sie um die 50. (mic)

Blutwurst-Teller auf Amrum

Michael Thierbach, 66: Wenn sich der Ruheständler, der heute in Freudenstadt wohnt, an seine sechs Wochen im DRK-Kinderheim in Wittdün auf der Nordsee-Insel Amrum erinnert,



Heimweh an der Nordsee: Michael Thierbach als Junge und heute. BILDER: THIERBACH

spricht er nicht von Erholung, sondern hat sein eigenes Wort dafür: Es lautet „Quälung“. Er wurde aus Ennepetal bei Hagen in Nordrhein-Westfalen, wo er als Einzelkind aufwuchs, nach der Diagnose „Bronchitis und Schwäche“ in die Seeluft Westfrieslands geschickt. Die Eltern brachten den Sieben- oder Achtjährigen – an das Alter kann sich der Wahl-Schwarzwälder nicht genau erinnern – an den Bahnsteig.

Mag das Seeklima zuträglich gewesen sein – die Ernährung war es nicht. Sie wurde sofort zum Problem, genauer: von der Heimleitung zum Problem gemacht. Die Familie Thierbach verzichtete aus religiösen Gründen auf Blutwurst. Man gab dem Jungen einen Brief mit. „Also habe ich nur noch Brot mit Blutwurstscheiben bekommen.“ „Ich wollte das meinen Eltern mitteilen, aber die versteckte Notiz im Briefumschlag wurde von den ‚Tanten‘ gefunden. Dann gab es richtig Ärger.“ Der Junge litt unter Erbrechen. Man ließ ihn nicht auf Toilette, damit er sich nicht heimlich übergeben konnte. Ob er das im Speisesaal Erbrochene essen musste, weiß der 66-Jährige nicht mehr. „Aber ich musste den Eimer holen und alles wegputzen.“

Zwecks Steigerung des Appetits arrangieren die „Tanten“ einen Wettbewerb: Der Tisch, der zuerst mit dem Essen fertig war, bekam einen Preis, etwa eine Tafel Schokolade. „Mich

haben sie zu den schnellsten Essern gesetzt und ihnen zu verstehen gegeben: Wenn er euch den Preis versaut, wisst ihr, was ihr machen müsst.“ Die anderen vollzogen an dem Jungen ihre Strafe. Stand eine ärztliche Visite an, schärfte ihm die Frauen ein, die Blutergüsse zu beschwindeln und zu erzählen, er sei die Treppe heruntergefallen.

Mediziner unterwarfen die Jungen in einem Waschraum im Keller ihrer Wiege-Routine. „Dabei wurde erwartet, dass wir uns nackt präsentieren und auch die Unterhose auszogen. Wir haben uns geschämt und wollten das nicht“, erinnert sich der Vater von zwei Töchtern und Großvater zweier Enkelkinder. „Interessiert hat unser Einspruch niemanden.“

Nach den Heimwochen war sein Verhältnis zu den Eltern kaputt. Für immer. „Ich habe mich verlassen gefühlt – Mama und Papa konnte ich nie mehr sagen.“ Ein offenes Ohr für seine Berichte hatten sie nie.

Die Traumata von Amrum hinterließen später offenbar tiefe Spuren. Michael Thierbach erkrankte am Herz. Heute teilen damals nach Wittdün Verschickte ihre Erfahrungen online. Inzwischen sind sie zu acht. (mic)



Kinder im Solebad von Bad Sassendorf bei Soest im Jahr 1970. Dritte von links: Regina Gräbner aus Waldkirch, damals sechs Jahre alt. Solche Fotos wurden von Heim-Beschäftigten gemacht und den Kindern mitgegeben. In Südbaden gab es Sole-Heilkuren in Bad Dürrenheim, in die jahrzehntelang Kinder geschickt wurden, die heute von furchtbaren Erfahrungen berichten. Auch Medikamentenversuche wurden dort vorgenommen. BILD: ARCHIV GRÄBNER